

Nr. 282. Bromberg, den 8. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel..!

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

(8 Fortsetzung.)

„Wie war's, Christup? Erzähl mir was, Christup, vom Dampfer."

Die Maruck hantiert in der Küche, wäscht ab, da hat sie Zeit, da kann sie hinhören. Sonst den ganzen übrigen Tag ist der Junge mit seinen Fragen um sie, und so ein Kind kann schon was zusammenfragen. Dann ist auch immer was zu tun, mal Wäsche, mal flicken, mal auf dem Boden, mal im Garten, mal draußen. Da hat sie keine Ruhe, da kann sie nicht hinhören, daß der Christup schon manchmal ganz ärgerlich wird. Aber jetzt, Christupchen, da wasch' ich nur ab. Da kann ich mit halbem Ohr hinhören. Jetzt kannst mir erzählen.

Der Christup sitzt auf dem hölzernen Schemel, wie ein Reiter, mitten in der Küche. Die Küche ist groß, wie eine Tenne, so eine kurische Küche. Er sieht der Maruck zu. Er hat was gutzumachen, da will er bei seiner Maruck sein. Die geht auf und ab. Die nimmt Teller und Tassen aus der Abwaschwanne, reibt sie mit dem Handtuch trocken, wirft es sich mit einem Schwunge über die Schulter, dann greift sie mit ihren starken Armen, die rot sind vom brühheißen Wasser, wieder in die Wanne hinein. Sie geht zum Tellerbrett, das da an der Wand hängt, stellt auf, geht zur Wanne zurück. Im Herd flackert Feuer, der Dunst von verbranntem Kien füllt die Küche. Der Christup sitzt da, sieht ihr zu und ist in seinen Gedanken.

„Erzähl mir was, Christup, der Kapitän vom Dampfer hat eine ganz junge Frau, sagen sie. Eine tolle. Na, so eine... Eine ganz junge, hast die schon gesehen? Die Mannsleut' haben hier schon alle gelacht. Der Kapitän, das muß ein alter, verliebter Stint sein."

Die Maruck lacht, rückt sich ihr weißes, großes Kopftuch zurecht, zieht am Knoten unter dem Kinn herum: „Aber so sind ja die Männer. Ja, so seid ihr. Bist auch so, Christupchen? Jaja, du möchtest wohl auch so eine ganz Junge haben, was Christup, das könnt dir gefallen . . ."

Muß sie noch von dem Weibsbild anfangen. Er muß schon ganz allein genug an sie denken. Immer wieder, wie mit einem Schlag, fahren seine Gedanken zu der zurück. Nun fängt auch die noch davon an.

„Was... möchtest wohl auch so was ganz Junges haben, wie, Christup . . .?"

„Warum nicht...?" verzieht der Christup den Mund.

„Und ich bin dir zu alt, wie...?" Die Maruck, einen Teller in der Hand, bleibt vor ihm stehen, lacht, „und ich bin dir zu alt, wie? Paß bloß auf, Christup..."

„Du bist meine Maruck." Er streckt die Hand nach ihr aus. Sie schlägt ihm auf die Hand, lacht: „Paß bloß auf, Christup, ich bin auch noch da, Christup..."

Ja, du bist auch noch da, denkt Christup, und bist meine Maruck. Bist mein Weib, bist die Mutter von meinem Dow. Und in ein paar Tagen geht das Schiff, dann ist der ganze Spuk wieder vorbei. Dann brenn' ich nicht mehr nach der anderen, dann bin ich wieder still. Alles wird sein, wie es war. Du wirst gar nicht wissen, was da gewesen ist.

Nein, ich bin dir schon gut, Maruck, ja ja. Die andere . . . aber auch du bist schon ein Weib, Maruck, was für einen Mann. Er sieht sie, wie sie da vor ihm hin und her geht, ja, du bist auch eine, die kann den Mann hungrig machen. Er sieht ihre starken Arme, das sind Arme... Er sieht ihre nackten Beine, wie stark die sind, nach den Schenkeln hinauf. Maruck, auch du bist schon ein Stück Weib für einen Mann. Ich bin heute in Brand gesteckt. Brauchst nicht zu wissen von wem. Aber nun will ich nach dir brennen, Maruck. Nun will ich bei dir die andere vergessen.

Er steht auf vom Schemel. Wie sie wieder den Weg macht, von der Wanne zum Tellerbrett, steht er ihr im Weg. Er legt den Arm um sie, bist ja meine gute Maruck..

Ja, das ist sie. Sie drückt sich in seinen Arm. Sie sieht zu ihm auf, hält ihm den Mund hin: „Bist ja mein guter Christup."

Er küßt sie. Er faßt ihren Körper. „Bist ja die Mutter von meinem Dow..." sagt er. Aber seine Augen glimmen und sprechen anders. Jetzt sei mir Weib, nicht Mutter, nichts anderes, jetzt sei dem Mann Weib, Maruck, jetzt mußt du das einfach sein, jetzt, dann wird alles gut.

Er packt sie fester. Er küßt sie. Sie küßt ihn. Dann will sie sich loswinden. „Is nun genug, Christupchen."

„Maruck... Maruck..." Er faßt nach dem Teller in ihrer Hand, nimmt ihr den fort, stellt ihn weg . . . Jetzt erst versteht die Frau: „Nein, nein... aber Christup. Laß mich los, Christup."

„Komm..." Er zieht sie nach der Kammer.

„Was...? Jetzt...? Am hellen Tag...?" Sie lacht ihm hell ins Gesicht.

Er läßt sie los. Dies Lachen, diese Frage, das ist wie ein Schlag, das ist schlimmer als kaltes Wasser.

Die Maruck schüttelt den Kopf und lacht und geht schon wieder, einen Teller in der Hand, von der Wanne zum Brett: „Nein, sowas. Solch ein Gedanke. Am hellen Tag. Hast wohl die junge Frau vom Kapitän gesehen? Nun kommst auch auf verrückte Gedanken, was, Christup?! Nein, sowas. Geh an die frische Luft. Kühl dich ein bißchen ab . . ."

Sie lacht. Er geht. Er nimmt seine Mütze und geht, ohne ein Wort zu sagen.

Er ist draußen. Wohin wird er gehen? Zu der andern? Hol das Luder der Teufel. Er geht zu seinem Boot, nach dem Strand, mal nach dem Rechten sehen.

Ja, aber so ist die Maruck. Immer so. Jetzt . . . am hellen Tag, hat sie gesagt. Ich muß abwaschen, hat sie gesagt. Das war schlimmer, als ihm ins Gesicht geschlagen. Immer abwaschen, Strümpfe stopfen, das ist ihr wichtig. Das andre, mal Weib zu sein für den Mann, auch am hellichten Tag, ist ihr nie wichtig.

Und ist doch das Wichtigste für einen Mann. Mir kann's keiner übelnehmen, wenn ich mal nach was anderem brenne, als Mann. Daß ich gleich lichterloh angesteckt bin, wenn mir mal was andres, sowas, in den Weg kommt...

*

Der Christup geht nicht mehr an Bord des Dampfers. Die sollen ohne ihn reparieren, abfahren. Nein, da bekommt ihn keiner mehr hin. Mach das Boot fertig, Mik, wir gehen lieber draußen auf See. Draußen auf dem Haff, in Sturm und Wetter werde ich ruhiger werden.

Denn, mein Gott, die Marunck hilft mir nicht, und ich weiß nicht, ob die mir noch helfen kann, das wird mit mir immer schlimmer und schlimmer. Das Weib zieht mich, ich weiß gar nicht, wie das so kommen konnte, daß es mich gleich so gepackt hat. Aber ich geh' nicht an Bord, ich geh' nicht an Bord. Noch hab' ich den letzten Rest von meinem Verstand, ich geh nicht an Bord. Sie soll auch nicht zu mir kommen, und wenn sie kommt, bin ich nicht da. Dann bin ich weit draußen, weit auf dem Haff. Bei der Arbeit. Da habe ich meine Ruhe.

Sie gehen wieder auf den Fischfang. Solange sie arbeiten müssen, ist noch alles gut. Wenn sie die Netze auswerfen und einziehen und wenn sie die Fische sortieren. Dann aber kommen die langen Stunden der Rückfahrt. Sie segeln nach Hause, der Wind ist gut. Da hat man nur am Steuer zu sitzen. Zwei Stunden lang. Vier Stunden lang. Nur immer ruhig am Steuer zu sitzen.

Da kommen dann die Gedanken. Sie sind dreist wie das Luderzeug von Möwen um den Kahn. Man kann nach ihnen schlagen, nicht loszuwerden. Sie flattern hoch, ein paar Flügelschläge, dann sind sie schon wieder im Kielwasser deines Kahns.

Fünf Stunden am Steuer. Immer der Düne zu. Da kann nichts Neues kommen, das kennst du alles, bei jedem Wetter, bei jeder Beleuchtung. Wirst nun wieder bald zu Hause sein, kennst das alles, deinen Alltag, das ewige Einerlei. Wenn du dir's recht überlegst, Christup, ist ja alles ganz hübsch, aber du bist auch wie in Eisen geschlossen.

Sechs Stunden am Steuer. Und ich muß das Weib haben, sonst weiß ich nicht, was aus mir wird. Wie ist das nur gekommen? Wie hat das mich gleich so anfallen können? Bist doch der Jüngste nicht mehr, Christup, bist ein Mann, doch nicht mehr so gegen allen Verstand nach den Schürzen verrückt. Aber was nützen da die ganzen Gedanken! ich muß sie haben, es hat mich genommen. Einfach wie eine grobe See. Da kann der Mensch mit seinen Armen rudern.

Nun ist das Dorf schon ganz dicht. Die Düne ist ganz riesig aus dem Wasser herausgekommen. Da steht sie, eine gelbe drohende Wüste und sieht mich an. Ich weiß ja, ist ja auch meine Seligkeit, diese Küste und das alles. Das Dorf und mein Haus und... Aber was soll ich machen, was kann ich tun? Ich bin verloren, ich bin verfallen. Ich bin verrückt, ich bin ganz von Sinnen, ich weiß das. Aber eine andre Seligkeit muß ich für diese Seligkeit haben.

Was hat der Kapitän vom „Negus" gesagt? Kommen Sie mit auf diese Reise. Das wäre ein Glück, nicht auszudenken, auch mal heraus aus dem allen, mal wieder in die Welt. Aber das geht nicht, was würde die Marunck sagen? Jaja, das sind immer die alten Gedanken, herum im Kreis, immer herum im Kreis. Da gibt es kein Ende, da findet der Mensch nicht heraus.

„Was sagst du, Mik?"

„Wir müssen klar machen zum Landen. Der Dow steht am Strande und wartet auf uns. Er sieht unser Boot, er sieht unsern Wimpel . . ."

Den Wimpel . . . Richtig . . . Kehr wieder! steht in dem Wimpel. Ja, und so soll es immer sein, Junge. Wenn du noch von weitem meinen Wimpel siehst, dann sollst du wissen, der Vater ist heimgekommen. Zu dir. Dann bleibt er bei dir. Dann geht er nicht fort. Er wird nie fortgehen von seinem Dow, nie, mein Junge.

*

Der Christup kämpft und kämpft. Das ist ein ehrlicher Kampf. Zwei Tage sind vergangen, er hat die Frau nicht gesehen. Er will sie nicht sehen. Er hat versucht, sich alle Gedanken an sie aus dem Kopfe zu schlagen. Ich bin Vater und Mann, ich weiß meine Pflicht. Schluß. In kurzer Zeit geht das Boot. Nach Amerika wirst du dem Weibsbild nicht nachtrauern.

Aber heute wird er sie sehen. Heute, wirklich, das geht nun nicht anders. Denn heute ist das Begräbnis vom Steuermann. Er, Christup, ist der Kommandant vom Rettungsboot. Da kann er nicht zurückbleiben. Er kann sich nicht lächerlich machen.

Auch das wird vorbeigehen. Der Dampfer mit den Arbeitern, so hat er gehört, ist längst gekommen. Sie haben geschuftet, was das Zeug hielt. Die Kette ist wieder frei. Die paar Brandspuren werden sie unterwegs wegbringen. Neuigkeit? Ja, schon übermorgen wird der Dampfer die Anker hochnehmen. Der Christup atmet auf, als er das hört. Er kommt sich vor wie befreit, wie begnadigt.

Also heut wird der Steuermann zu Grabe getragen. Auf dem Fischerfriedhof von Nidden wird man ihn in die Erde legen. Dort wartet das frischgeschaufelte Grab schon auf ihn.

In der Kirche heben Matrosen vom Dampfer den Sarg auf die Schultern, nun macht Platz für unsere breiten, schaukelnden Schritte. Macht Platz und zieht eure Mützen vor unserer Fracht. Die Kirchentüre wird aufgetan, weit auf, man hört das Meer rauschen und den Wind durch die Kusseln gehen. So treten sie in die Sonne mit Blinzeln. Nun werden sie ihn die paar kurzen Schritte zum Kirchhof, das ist gar nicht weit, hinuntertragen.

Das ganze Volk von Nidden gibt dem Toten die Ehre. Es war ja am Ende auch einer von ihnen; denn gleichgültig, ob Haff oder See, sein Leben, sein Sterben hat dem blauen Wasser gehört.

Der Kreuzträger schreitet gewichtig voran, vor dem Sarg. Er trägt das mächtige schwarze Kreuz auf der Schulter. Das ist frisch geteert zu Ehren des Toten, deshalb hat der Kreuzträger ein weißes Tuch auf die Schulter gelegt, unter das Kreuz, sich den blauen Festanzug nicht zu beflecken. Hinter dem Kreuzträger kommen die Kinder, die Jungen und Mädel, Blumen in ihren Händen. Sie wissen noch nichts vom Leben und Sterben, diese kleinen Jungen und Mädel, aber sie machen ernste, gewichtige Gesichter, und sie singen das „Jesus, meine Zuversicht". Dann kommt der Sarg, tragt ihn sanft über die kleinen weichen Wellen des Dünensandes. Dann kommen die anderen.

Der Herr Pastor Stober, mit gemessenem Schritt, Schritt vor Schritt, neigt sich bei jedem und trägt die Bibel unter gekreuzten Händen. Dann kommt der Kapitän, neben ihm geht seine Frau, ganz vornehm, ganz städtisch gekleidet. Was will bloß der Kapitän, der Alte, mit dieser jungen Frau? Da drehen die Weiber selbst im Choralsingen ein bißchen die Köpfe hinüber. Neben der Frau des Kapitäns geht der Christup, das hat sich so getroffen beim Kirchenausgang. Nein, wirklich, das ist nichts anderes als Zufall, da bin ich ganz unschuldig, sagt sich der Christup.

Dahinter kommen die Fischer, in ihren blauen Anzügen, ihre Mützen in den harten, schwieligen, braunen Händen. Alles Volk, was nur abkommen konnte, was nicht draußen auf See ist, und um einem die letzte Ehre zu geben, sind heute nicht viele auf See gegangen. Die Frauen kommen in ihren kurischen Kleidern, auch die Marucke geht da irgendwo.

Nun sind sie an der kleinen hölzernen Pforte. Nun gehen sie hindurch. Nun gehen sie auf den schmalen Wegen, zwischen den kleinen Gräbern, auf denen der Wind mit Grashalmen spielt. Nun sind sie am Grabe, hier ist der stille Hafen, hier kannst du bleiben, bis der Herrgott ruft. Legt die Seile unter. Mit Gott! Die Seile schnurren, der Sarg versinkt. Dann stellen sich alle im Kreis auf. Der Herr Pastor Stober wird dem Toten die letzten Worte ins Grab rufen.

Der Herr Pastor Stober nimmt die Kappe ab, in seinem Haar zaust der Wind. Der kommt scharf vom blanken Haff her, der bläht und zaust seinen Talar wie ein schwarzes flatterndes Segel. Dann spricht er.

Er blickt mit seinen hellen guten Augen im Kreis herum, dann sagt er: „Gottes Segen über dir, toter Mann! Bist aus der Fremde zu uns gekommen, zu deiner letzten Rast, in dein Grab. Bist dazu gekommen in unser Land weither, hierher in das, was unsere Heimat ist. Frieden über dir, toter Mann! Wir heißen dich willkommen bei uns, Fremdling, willkommen dich, toter Gast, zwischen uns Lebenden, zwischen diesen Gräbern, in denen unsere Väter

und Mütter ruhn. Jawohl, Fremdling, und dies ist die beste, die edelste Erde, die wir dir zu deiner Ruhe geben können, zu deinem Grab. Wir haben nichts Besseres. Denn dies hier ist unsere Heimaterde."

Die Frauen nehmen ihre Taschentücher an die Augen. Die Männer sehen grimmig drein. Der Pastor aber wendet sich, ein Lächeln auf seinem Gesicht, zu einem der Kinder, die Blumen in ihren Händen tragen: „Gib mir die Blumen." Er nimmt die Blumen, streut sie in die Tiefe, über den Sarg: „Ein Gruß von der Erde, in der du ruhst, Fremdling. Blumen, die sie wachsen ließ. Wir geben sie dir gerne, wir haben sie gerne für dich gepflückt. Nimm sie. Sollst hier gute Gastfreundschaft haben bei uns, toter Mann, das versprechen wir dir. Unsere Kinder werden dir Blumen pflücken, unsere Frauen den Hügel schmücken. Dein Grab soll nicht vergessen sein, nicht einsam sein, das versprechen wir dir . . ."

Ja, das versprechen wir dir. Die Frauen nicken und schluchzen, aber die Kinder haben ganz helle Augen bekommen, ja, das soll nun so sein. So, und nun kommt alle heran, Kinder, nun werft alle Blumen, die ihr in den Händen habt, in das Grab. Da kommen sie nun alle und werfen. Die Blumen fallen, der Pastor streckt segnend die Hand aus. Der Haffwind weht lustig in seinem Talar, und die Bäume des Friedhofs schimmern im Sonnenlicht. Das Haff glänzt weit, die Kinder streuen die Blumen, und über der Hochdüne liegt ein herrliches, großes Leuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schweigen des Erik Elten.

Skizze von Alfred Brie.

„Der Beifall, den „Der brennende Pfeil" jeden Abend findet, gibt mir den Mut, heut zu sagen, daß — — ich der Autor . . ." Frank Körner, der beliebte Schauspieler, der mit seiner jungen, schönen Partnerin Inge van der Berg Hand in Hand auf der mit Blumen überfüllten Bühne des Stadttheaters stand, hielt jäh inne. Sein Blick, noch eben strahlend im Triumph des Erfolges, blieb versagend an einem blassen Schattenbilde hängen, an den harten, verschlossenen Zügen eines Mannes, um dessen Lippen ein ironisches Lächeln irrte. In einer Loge saß Erik Elten, sein Freund, der ihm das Manuskript der Komödie „Der brennende Pfeil" anvertraut hatte . . .

In der Garderobe standen sich die beiden Männer gegenüber. „Sehr peinlich, dieses Wiedersehen, Frank!" Kalt und leidenschaftslos klang die Stimme des Schriftstellers.

Frank Körner lächelte gezwungen. „Sie waren verschollen, Erik, man hielt Sie für tot . . ."

„Viel hat nicht gefehlt. Lange lag ich zwischen Tod und Leben. Heut kam ich zurück und war glücklich, den „Brennenden Pfeil" auf dem Spielplan zu sehen. Ich wollte Ihnen danken, Frank, aber jetzt . . ."

„Um Himmelswillen, jemand kommt." Die Tür öffnete sich, und Inge van der Berg, bereits im Straßenkostüm, erschien auf der Schwelle. „Verzeihung, Frank, ich wußte nicht, daß du Besuch hast."

„Inge!"

Erschreckt zuckte die junge Schauspielerin zusammen und lehnte tief erblaßt an der Tür: „Erik, sind Sie es wirklich? Sie ließen so lange nichts von sich hören."

Erik Elten trat auf sie zu, nahm ihre Hand in die seine. „Ich bin zurückgekehrt, knapp dem Tode entronnen. Mein erster Weg war in das Theater, um den „Brennenden Pfeil" zu sehen."

Ein hilfloses Lächeln irrte um ihre roten Lippen. „Das Stück — oder . . .?"

„Sie natürlich, Inge. Sie sind der Inhalt des Werkes, und für Sie ist es geschrieben."

„Ja, und ich bin glücklich, daß ich auf Frank so stolz sein kann."

„Sie, auf Frank?" wiederholte er verständnislos.

„Ja, Erik. Hat er es Ihnen noch nicht gesagt? Frank und ich sind verlobt." Und ohne dem anderen Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, wandte sie sich an Frank Körner: „Ich erwarte euch in meiner Garderobe. Dieses Wiedersehen müssen wir feiern." Dann ging sie hinaus.

Mit einem Schritt war Erik Elten neben ihr: „Inge, ich kann es nicht glauben: Sie sind mit Frank Körner verlobt?"

Ihre Finger spielten nervös mit der Handtasche. Inge wußte, daß Erik Elten sie liebte. „Wir fanden uns bei dem täglichen Zusammenspiel, und außerdem wußte ich, daß er der Autor . . ."

„Sagte er es Ihnen?"

„Ich erriet es."

„Ihre Liebe gilt also dem Autor?"

„Zuerst war es Dankbarkeit, daß er für mich diese Rolle schrieb, und dann . . ."

„Sind Sie glücklich, Inge?"

Sie zögerte eine Minute mit der Antwort: „Ich bin stolz auf ihn." Er sah ihr nach, wie sie den Gang entlang schritt, dann kehrte er zu Frank Körner zurück.

„Haben Sie ihr gesagt, daß . . .?"

Erik Elten blickte verächtlich auf die vor ihm hockende, gebrochene Gestalt: „Nein. Ich wollte ihr nicht wehe tun. Ich lasse Ihnen Ihre gestohlenen Lorbeeren." —

Als Frank Körner endlich seine Verlobte aufsuchte, sagte er zu ihr, daß Erik Elten sich entschlossen habe, noch heute die Stadt zu verlassen, um sich einige Wochen in einem Sanatorium zu erholen. Dem jungen Mädchen schien eine Frage auf den Lippen zu schweben, aber sie schwieg . . .

Erik Elten lebte einsam, mit seinen Arbeiten beschäftigt, in der selbstgewählten Zurückgezogenheit. Da riß ihn eines Tages ein Telegramm, das ihm von Hause nachgeschickt war, in die Wirklichkeit zurück. „Kommen Sie sofort! Brauche Ihre Hilfe. Inge." Am nächsten Morgen war er in der Stadt. Inge van der Berg trat ihm blaß und verstört entgegen: „Frank Körner ist tot."

Schweigend ließ er sich neben ihr nieder, streichelte ihre schmale Hand, die sie ihm willenlos überließ.

„Erzählen Sie mir, Inge! Was ist geschehen?"

„Die Komödie ist schuld an seinem Tod."

„Der brennende Pfeil?"

Sie sah ihn einen Augenblick erstaunt an: „Nein, die neue, die er im Auftrag des Direktors schrieb. Diesmal wollte ihm der große Wurf nicht gelingen. Er arbeitete, der arme Junge, bis die Nerven versagten. Um — wie er sagte — Studien zu machen, geriet er in schlechte Gesellschaft, er trank, und als er nicht mehr zurückfand, griff er in seiner Verzweiflung zum Revolver . . ."

Erik Elten blickte schweigend zu Boden.

„Er war in der letzten Zeit nicht mehr er selbst", fuhr Inge fort, „ein gebrochener Mann, der mir nicht offenbaren wollte, was ihn bedrückte. Oft sprach er von Ihnen, Erik. Er wollte Ihnen seine neue Komödie vorlegen."

„Er hat also das Stück beendet?"

„Ja. Das Manuskript liegt unberührt auf seinem Schreibtisch. Wollen Sie es lesen?"

„Ich?" Er schwieg eine Weile, dann hob er den Kopf: „Um Ihretwillen werde ich es tun, Inge."

Tagelang ließ er sich nicht sehen. Er hatte ihr geschrieben, daß die Durchsicht längere Zeit in Anspruch nehme. Dann kam der Tag, da die Komödie von der Direktion angenommen wurde . . . Der Abend der Erstaufführung mit Inge van der Berg war ein überwältigender Erfolg. Nach Schluß der Vorstellung erwartete Erik Elten sie am Bühnenausgang, um ihr Glück zu wünschen.

„Wieder einmal ist der Name Frank Körner in aller Munde."

Sie hob den schönen, blonden Kopf: „Und wieder einmal, Erik, erheben Sie keinen Widerspruch."

Er fuhr zusammen: „Sie wissen, Inge . . .?"

„Ich kannte seine Komödie. Er hatte mit mir darüber gesprochen. Sie erinnert in keinem Punkte an das Stück, das Sie als sein hinterlassenes Werk der Direktion einreichten. Und heute weiß ich auch, daß Sie den „Brennenden Pfeil" geschrieben haben . . ." Sie brach ab und fragte ihn leise: „Warum schwiegen Sie, Erik? Wissen Sie nicht, daß nur Ihr Schweigen mich in die Arme des anderen trieb?"

Diesmal schwieg Erik Elten aber nicht.

Mein Nachbar Robben.

Skizze von Albert Kreiß.

„Bei den Pappeln", sagte mein Nachbar Robben. Auf dem Kontor, wo er Buchhalter war, sah man sich von allen Seiten nach ihm um, als er sagte: bei den Pappeln. Ich hatte ihn gefragt, wo ich ihn am anderen Tage erreichen könnte, ihm die drei Mark, die er mir auf den ersten Anhieb sofort geliehen hatte, zurückzugeben. Seine Antwort klang bedeutungsvoll, vielsagend, und für alle Mal verbindlich und so aufrauschend, als habe eine Sturmbö eine mächtige Baumkrone plötzlich mit jähem Stoß sprechen lassen. Es war begreiflich, daß die anderen kaufmännischen Angestellten erstaunte Augen machten.

Am anderen Tage war ich draußen am Fluß bei den Pappeln. Ich fand Robben bei seinen Angelruten. Breitbeinig, seinen prächtigen Langkopf sachte im Nacken wiegend, stand er da im Gesträuch und wandte keinen Blick von dem Wasser. „Halt's Maul!" brummte er, als ich von dem Geld anfing, reichte mir aber seine Tabaksdose hin.

So, so. Dieser junge Mann konnte ja nun wohl, da ich ihn nach vielen Mühen endlich da draußen entdeckt hatte, freundlichere Redensarten gebrauchen. Denn es gab schließlich sehr viele Pappeln da draußen, und alle Pappeln waren hoch, breit und verehrungswürdig. An diesem Wintertag hatte ich draußen eigentlich weiter nichts zu suchen. Der Fluß spülte leise in den Weidenbüschen. Es war kalt. Der Wind pfiff in den Zweigen.

Ich konnte den Rücken meines Freundes besehen und mich wortlos entfernen, ohne damit Aufsehen zu erregen. Ja, mein Nachbar Robben ist von jeher ein Mann gewesen, dessen Aufmerksamkeit schwer erregbar war. Er ging über die Straßen wie einer, der bis zum Hals in lauter Dreck zu waten gezwungen ist, so hoch und ein wenig nach hinten geneigt trug er immer seinen Kopf. Als vor Jahren eines späten Abends durch einen Wasserrohrbruch in unserer Straße die Flut den Hauseingang versperrte, trug er seine Mutter auf den Schultern, sie mit hocherhobenen Armen haltend, über den Flur nach der Treppe. Das Wasser reichte ihm nur bis zu den Schultern. Und als seine betagte, weißhaarige Großmutter das Radfahren unbedingt lernen wollte, da setzte mein Nachbar Robben sie in den Sattel, ohne viel Worte, als wäre das ganz selbstverständlich. Und alle Radioantennen über die Dächer hat er gespannt. Aber gesellig war er nie. Einladungen pflegte er aus dem Wege zu gehen. Gespräche nahm er immer nur widerwillig hin.

Da stand er nun, der Riese. Ich wollte versuchen, zu erfahren, ob er nicht vielleicht doch meine Anwesenheit mit einigen Worten bedachte. Ich zog mein Buch aus der Tasche und begann zu lesen, lehnte mich an einen der breiten Baumstämme und wickelte mich fest in meinen Lodenmantel ein. Zuweilen versah Robben seine Angelruten mit frischem Köder. Holländer Käse, Weißbrot mit Kleie und Regenwürmer. Einmal holte Robben ein Stück Schwarzbrot, ein Stück fetten Speck und eine Zwiebel aus seinem Rucksack, kaute dann recht langsam und stand schweigend weiterhin da. Dann ging er auch einmal seitwärts nach einem Sandhang, stieß ein wenig mit den Füßen hinein und brummte. Das waren die einzigen Bewegungen und die einzigen Laute.

Als ich acht Kapitel zu je zwanzig Seiten aus meinem Buch gelesen hatte, begann es zu regnen. Robben drehte sich nun wirklich zu mir, machte drei bis vier seiner langen Schritte, zog im Vorbeigehen aus seinem Rucksack ein schweres, geteertes Ding, eine Art Persenning, und legte mir das wortlos wie ein Dach über den Kopf. Dann stellte er sich wieder an den Fluß. Der Regen fing ein schönes Trommeln an, und Robben ließ alle Minuten einen Wassertropfen von seiner Nasenspitze fallen. Dabei schüttelte er sich jedesmal.

Ich sah mir meines Nachbarn Rücken noch eine Weile an, bis es mir, vielleicht unter dem Eindruck des Geruches der Persenning, unter der ich stand, so schien, als sei der Wintertag beendet. Ich sah das andere Flußufer nicht mehr deutlich und ließ deshalb ein Wort von einer notwendigen Aufwärmung fallen. Mein Nachbar nahm davon keine Notiz.

Ich trabte durch den Regen. Da war mir, als hätte ich die rostig klingende Stimme meines Nachbarn hinter mir gehört. Es klang wie: Pappkopp. Dann wurde es dunkel, und ich saß an dem prasselnden, warmen Herdfeuer der Bauernwirtschaft mit Tabak, Korn, Altbier und einem Forstmann. Der Regenwind sauste im Kamin. Wir sprachen vom Wildbestand der Gegend, von Fischreihern, die immer seltener werden, seitdem so viele Menschen angeln, von den Rehen, die entarten, weil man nur die Ricken schont und die Böcke abschießt.

„Schon wieder fand ich bei den Wachholdern ein Reh, das vor Herzklopfen nicht mehr weiter konnte. Ich gab ihm Digitalis", sagte der Forstmann bekümmert.

Da kam Robben herein, die schwarze Persenning um die Schultern. Er lächelte eigen. Ja, dann sprang etwas nach dem Herdfeuer zwischen unsere Beine, schlug einen Haken, schnellte auf den Schanktisch, warf Gläser und Flaschen um, die rasselnd auf dem Steinboden zerklirrten, und saß als Unglückshaufen mit runden Märchenaugen in der Ecke bei der Tür: ein Hase, ein pudelnasser, verschlammter und zitternder Hase. Der Forstmann ließ ihn zur Tür hinaus.

„Nun?" fuhr er Robben an. Wirt und Wirtin kamen und besahen die Scherbenbescherung.

„Der wollte versaufen. Bei den Pappeln", sagte Robbens schartige Stimme aus rostiger Kehle, schüttelte sich, trank etwas und fügte für den Wirt die Frage hinzu: „Was kostet das?"

Dann grüßte er und ging zur Tür. Ich begleitete ihn. er war auch pudelnaß. Seine Schuhe seufzten.

„Wo sind deine Fische, Robben. Hast du die liegen lassen?"

Ich vernahm dann als Antwort nur einen schnarrenden Laut.

Aller dieser Begebenheiten und Unliebenswürdigkeiten erinnerte ich mich neun Jahre später, als Robben längst Oberbuchhalter geworden war — ohne sich auch nur ein wenig geändert zu haben, schien mir. Aber zuletzt traf ich ihn auf der Straße in der braunen Uniform und mit einer Frau.

„Meine Frau. Komm' mit uns!" sagte er in einer Weise, als meine er: „Schönes Fischwetter heute."

Es ist eine muntere, wunderbare Frau, die er hat. Das sah ich wohl. Sie lächelte. Aber ich brachte es nicht fertig, zu hindern, daß ich erstaunt herausplatzte: „Aber wie kamst du auf solche Gedanken? Wo hast du die Frau aufgegabelt?"

„Bei den Pappeln", sagte mein Nachbar Robben, und es war, als habe eine mächtige Baumkrone unter Sturmdruck aufgerauscht.



Bunte Chronik



Der Weihnachtsschmaus der Katharina von Medici.

Keiner wird etwas dagegen haben, wenn wir am Weihnachtstage auch unseres leiblichen Wohls gedenken. Im Gegenteil, das Fest ist ja auch der Ehrentag für die Hausfrau, und sie wäre gekränkt, ließe man sich ihre guten Gerichte nicht schmecken. Doch gelindes Entsetzen ergreift uns, wenn wir lesen, was frühere Geschlechter in dieser Beziehung leisteten. Gab da z. B. die Stadt Paris im 16. Jahrhundert ihrer neuen Landesmutter, der Katharina von Medici, einen Festschmaus „im engeren Kreise". Bei dieser Gelegenheit wurden aufgefahren: 30 gebratene Pfauen, 70 Haselhühner, 33 Fasanen, sechs schwere Schweine, 33 Hasen, 30 Ziegen, 21 Schwäne, 70 Kaninchen, 66 Truthähne, 76 Hühner, 99 Hähnchen und 99 Schnepfen. Dazu wahre Berge von Spargeln, Artischocken und Saubohnen. Der Landesmutter mundete das Essen derartig, daß sie sich ihren königlichen Magen bedenklich überlud, Übelkeit verspürte und ihren Ärzten gegenüber allen Ernstes die Befürchtung äußerte, sie würde platzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.